Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 12 (1944-1945)

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

WISSENSCHAFT UND GLAUBE

•

Die Marie-Gretler-Stiftung bedeutet in dem reichen Stiftungswesen unserer schweizerischen Universitäten etwas Neues, insofern hier der Stiftungswille, der sich sonst in der neuen Zeit so leicht naturwissenschaftlichen, philanthropischen und sozialen Zielen zuwendet, ein rein geistiges Problem fördern will, nämlich die Forschung auf dem Gebiete philosophisch-religiöser und geisteswissenschaftlicher Studien. Sie kann in Parallele gestellt werden zu den berühmten *Gifford-Lectures* an den vier schottischen Universitäten, für die eine gewaltige Summe ausgesetzt wurde zum Studium des Verhältnisses von Religion und Naturwissenschaft, dessen Behandlung auch schon Schweizer Gelehrten an Gastvorlesungen übertragen wurde.

Das erste Bändchen[1] dieser Veranstaltung liegt nun hier in diesen Vorträgen vor, in denen fünf hervorragende Gelehrte, vier davon in Zürich, diese Arbeitsgemeinschaft eröffnen.

Die tiefste menschliche Lage offenbart sich in letzten Antinomien des Geistes, die mit ihren unauflösbaren Gegensätzen eine eigentümliche und fruchtbare Spannung schaffen. Man kann diese Spannung weder beheben noch einfach übergehen. Im Ringen um die Versöhnung dieser Gegensätze und die Einheitlichkeit einer Weltanschauung entzündet sich das geistige Leben selbst. Jedermann kennt und erfährt die uralte Antinomie zwischen Sein und Sollen. Wir sind nicht, was wir sollen. Eine andere ist die, die in diesem Büchlein beleuchtet wird, die zwischen Glauben und wissenschaftlichem Denken. Diese Spannung wurde an den Universitäten besonders tief empfunden; ja sie wurde gerade hier, in der letzten Generation, verschärft, so daß Wissenschaft und Glaube mehr und mehr auseinanderklafften.

Heute hat eine Gegenbewegung eingesetzt, die diese Spannung ernst nimmt, sachlich zu verstehen sucht und daraus neue Einsichten in die komplexe Natur des geistigen Lebens gewinnt.

In dieser Auseinandersetzung stellen Theologie und Naturwissenschaft die äußersten Pole dar, während Philosophie und Theologie durch ihre grundsätzliche Stellung zum Geiste von vornherein in einer inneren Verwandtschaft stehen.

In der Mitte stehen soziale Wissenschaften, vor allem die Rechts- und Staatslehre, da hier die Auswirkungen der wissenschaftlichen Anschauung und der religiösen sittlichen Grundforderung auf dem praktischen Gebiete des Gemeinschaftslebens zusammentreffen.

In der vorliegenden Schrift beleuchtet der protestantische Theologe *Emil Brunner* zunächst den Gegensatz selbst von den beidseitig berechtigten Ansprüchen

[1] *Wissenschaft und Glaube.* Beiträge von Emil Brunner, Andreas Speiser, E. v. Munnynck, Otto Veraguth, Dietrich Schindler, Fritz Medicus. Eugen-Rentsch-Verlag, Erlenbach.

aus, den verlorenen Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Glaube wieder zu finden. Er anerkennt auch als Theologe ein streng wissenschaftliches Denken; aber er bestreitet, daß es voraussetzungslos sei und daß es die Ganzheit des menschlichen Daseins erfasse. Der Mensch ist Geist *und* Natur. Wer das vergißt, wird seinem Objekt, dem Menschen, nicht gerecht. Mit dem geistigen Wesen des Menschen tritt die ethische Betrachtungsweise zur naturwissenschaftlichen hinzu, also das Sollen zum Sein. Damit tauchen die ethisch-religiösen Werte auf, für die der Glaube das eigentliche Organ ist, denn hier wird geahnt und anerkannt, daß der Mensch zu zwei Welten gehört, zur sinnlichen, sichtbaren Welt, in die er von Natur aus gehört, und zur geistigen Welt, die ihn verpflichtet. Mit diesen theologischen Voraussetzungen öffnet sich hier der Theologe den Weg zu seiner theologischen Behandlung des Problems, in dem es nicht nur um Denkinhalte, sondern um letzte Entscheidungen geht.

Es ist aufschlußreich, dicht daneben die Betrachtungsweise des katholischen Philosophen *E. von Munnynck* zu stellen. Der katholische Philosoph schließt von vorneherein die wissenschaftliche Untersuchung in das Gebiet des Religiösen im weitesten Sinne ein. Er nimmt dabei seinen Ausgangspunkt nicht von den Denkversuchen des Menschen, sondern beginnt mit Gott als dem einigenden Prinzip aller Religion, ja des menschlichen Daseins überhaupt. Er folgt hier den bekannten ontologischen Leitsätzen der katholischen Kirche, vor allem dem thomistischen Denken über das Sein und die wahre Substanz. Die Wissenschaft erscheint von da aus als die Aktualisierung des Geistes. Wie Emil Brunner sieht er hier auch bei der Wissenschaft einen Akt des Glaubens, ohne den in einer Weltanschauung die Vereinigung des Daseins zu einem Ganzen nicht zu vollziehen ist. Beide Denker, der protestantische wie der katholische, betonen hier aber, daß ein Unterschied besteht zwischen allgemeinen Vernunftwahrheiten und den geoffenbarten Wahrheiten. Die einen können hier nicht auf die andern zurückgeführt werden. Ebensowenig kann man sich bei einer doppelten Wahrheit beruhigen. Aber Wahrheit ist ein Letztes und Höchstes, und nicht alle wissenschaftliche Erkenntnis, die sich gerade in den letzten Jahrzehnten so ungeheuer verwandelt hat, ist auch schon Wahrheit. Zudem kommt in der Stellung zu dieser Wahrheit auch der Unterschied der Weltanschauung hinzu, der nicht durch wissenschaftliche Erkenntnis, sondern durch Wahl oder Entscheidung entsteht. Wo dies anerkannt wird und zugleich die Unvollkommenheit unserer Erkenntnis eingesehen wird, da entsteht sowohl vom protestantischen wie vom katholischen Gesichtspunkt aus jener genügend freie Raum für das Nebeneinander von Wissenschaft und Glaube.

Es liegt nahe, gerade hier den protestantischen Philosophen anzuschließen. Professor *Fritz Medicus* geht ebenfalls von der Unüberwindbarkeit der Bedingungen des Verstandes, also seinen Grenzen aus, die ihm das Ergreifen einer unproblematischen Wahrheit verwehrt. Die Grenze ist überhaupt charakteristisch für den Menschen, da er in seinem endlichen Wesen dem Unbedingten und Unendlichen gegenübersteht. Wo er dieses im Glauben zu fassen versucht, muß davor gewarnt werden, den Glauben mit seinem intellektuellen Ausdruck gleichzusetzen. Wir entdecken hier wieder die alten Kantischen Warnungen, wie denn Medicus das Problem stark in seinem historischen Wachstum darstellt, bis an die Grenze der heutigen Existenz-Philosophie. Hier wird erkannt, daß Gott nicht ein Objekt der Erkenntnis ist, sondern es mit dem Ganzen des persönlichen Seins zu tun hat, nicht nur mit seinem verstandesmäßigen Anteil. Diese Behandlung des Problems rückt den Philosophen nahe an den Standpunkt der beiden erwähnten Gelehrten heran.

Man wundert sich, wie das Problem von der reinen *Mathematik* aus behan-

delt wird. Professor *Speiser*, der dies tut, kann sich darauf berufen, daß bisher kaum ein nennenswerter Gegensatz zwischen Theologie und Mathematik bestand. In einem Zweige der modernen Mathematik, der Logistik, wird die reine Mathematik zur Philosophie und gewinnt auf dieser Brücke Verständnis für Probleme und Erkenntnisse, die Theologen und Philosophen gemeinsam sind. Professor Speiser gewinnt diese Einsicht am Begriff des Unendlichen, der ebenso philosophisch wie mathematisch zu deuten ist. Die Grundfrage heißt hier, ob das Endliche des Unendlichen fähig sei, es fassen könne, die mathematische Frage wird zur theologischen, ob *finitum capax infiniti?* Das Schauen dieser Gegensätze ist ein Akt unserer inneren subjektiven Welt, die höher ist als die Welt der Objekte, also z. B. als Zweiteilung in Seele und Leib. Schon Plato hat statt dieser Zweiheit oder Vielheit das *Eins* als höchsten Begriff aufgestellt. Das Eins und das Eine entzieht sich der Wissenschaft, die nur da besteht, wo Analyse und Synthese vorgenommen werden kann. Daß es ein Eins gibt, ist für uns höchste Gewißheit, aber kein Wissen, sondern offenbar ein Glauben. An der Einheit des Seins gewinnt hier also auch der Mathematiker Raum für den Glauben und stößt hier zum Wesen vor, auf Gott selbst als den absolut sicheren Grund, auf den der Mensch sich in der Unsicherheit des Relativen verlassen kann.

Die *Medizin* hat es schwerer in der Behandlung des Problems Wissenschaft und Glaube. Professor *Veraguth*, der es behandelt, sieht in Wissen und Glauben zwei Pole, zwischen welchen die Kräfte des Lebens hin und her spielen. Beide Funktionen, Glauben und Wissen, gehören zur menschlichen Gesamtpersönlichkeit. Schon in einem ganz populären Sinn, daß alle menschliche Tätigkeit auf einem Vertrauen beruht und daß unser Wissen Stückwerk ist. Er verteidigt daher den Aerztestand gegen den Vorwurf, daß seine Philosophie rein materialistisch sei. Seine philosophische Behandlung des Problems deckt sich ungefähr mit der Altersweisheit Goethes, der als das höchste Ziel des menschlichen Denkens preist, «das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren».

In der Mitte steht die Beleuchtung des Problems vom Standpunkte der *Rechts- und Staatswissenschaft*, die Professor *Dietrich Schindler* gibt. Hier führt der dornige Weg in die konkreten Probleme eines Spezialgebietes hinein, wo es sich um objektive Werte der Gemeinschaft handelt, die einen ethisch-religiösen Ursprung haben. Schindler billigt oder anerkennt hier Plato, der die ewige Geburt der Wissenschaft aus dem Geiste sittlicher Religiosität lehrte. Mit dieser Wertfrage steht man bereits in der Sphäre praktischer rechtlicher Erörterungen.

Geht man ihnen auf den Grund, so kann man nicht stehenbleiben beim positiven Recht oder bei der Fülle gesetzlicher Bestimmungen und staatlicher Formen, die Geschichte gebildet haben, sondern stößt auf eine höhere Macht, die sich in diesen Werturteilen kundgibt. Das Recht steht auf der Gerechtigkeit, die einen transzendenten Ursprung und Sinn hat. Die Rechtswissenschaft vergißt diesen Ursprung weniger leicht als die Naturwissenschaft den Ursprung ihrer Substanz. Das ist verständlich, weil die Rechtswissenschaft sich unmittelbarer mit den *Werten* befaßt als die Naturwissenschaft. Sie sieht daher auch leichter die Bedrohung, ja den Zerfall der Gemeinschaft da, wo die bindenden und transzendenten Werte sich auflösen. Wo dies geschieht, ist dieser Niedergang gleichzeitig vom Aufstieg der Tyrannei begleitet. Denn wo der Blick auf die höchste transzendente Begründung oder Macht fehlt, da wird leicht ein Surrogat angeboten.

Im heutigen geistigen Chaos genügen daher die Surrogate nicht, sondern nötig wird der Aufstieg aus diesem Abgrund der Auflösung aller Werte zu ihrem höheren Ursprung, zum Schöpfer der geistigen Welt und der Gerech-

tigkeit. Sowohl die Antike wie die christliche Tradition kennt diese Stufenleiter, diese Hierarchie der Werte, die nicht bloß durch politisch-wissenschaftliche Maßnahmen ersetzt werden kann. Wer in der Rechtswissenschaft diese Hierarchie kennt und anerkennt, sieht daher gleichzeitig auch, wie der Glaube an diese Werte ebenso einen Unterbau liefert wie das geschichtlich positive und damit wissenschaftliche Denken.

Professor Schindler sieht hier in bedeutsamer Weise die Wiederkunft des *Naturrechtes*, in dem er eine neue Grundordnung menschlichen Zusammenlebens sieht. Der Rechtsgelehrte warnt damit auch in den gegenwärtigen Wiederaufbaubestrebungen vor einer bloßen progressiven Programmatik, der nicht eine Besinnung auf die geistigen Bedingungen vorausging, die zum Aufbau unentbehrlich sind. Diese Erkenntnisse müßten der Gegenwart besonders zugänglich gemacht werden, da wir im Begriffe sind, eine neue soziale Ordnung aufzubauen, was zur Katastrophe führen muß, wenn sie nicht von vorneherein auf die höchsten Werte menschlicher Gemeinschaft gegründet wird, so wie es unsere Vorväter taten, die dem großen sozialen und Staat aufbauenden Werk der Schweizer Verfassung die Ueberschrift gaben: «Im Namen Gottes», womit der letzte Appell an eine überragende Instanz unseres Daseins ausgesprochen ist.

Mit dieser kurzen Abhandlung ist ein brennendes Zeitproblem, das alle betrifft, in einer fünffachen Spiegelung zwar nicht gelöst, aber wieder neu gesehen worden. Schon der Hinweis auf das Problem ist wertvoll, auch wenn die vorgeschlagenen Lösungen nicht erschöpfend sind und auch nicht überall hinabreichen in die eigentliche, letzte Problematik des Gegensatzes zwischen Wissenschaft und Glaube. Es ist schon bezeichnend für unsere Zeit, daß in allen diesen Bereichen die Grenzen des menschlichen Denkens wieder gesehen werden, ebenso wie der Ausblick auf die grenzenlose Unermeßlichkeit des Geheimnisses, in dem wir leben. Diese Beiträge machen aufs neue klar, daß geistige Lösungen solcher Fragen nicht in eindeutiger Form und Erkenntnis gefunden werden, sondern in einem neuen, tieferen, reiner und demütig erfaßten Problem. Damit wird die Lösung gesucht in der Richtung einer Spannungseinheit letzter unauflösbarer Gegensätze, die mit der Polarität unseres Daseins selbst gesetzt sind. Um diese Gegensätze überhaupt zu kennen, braucht es Denkwissenschaft; um sie zu ertragen und persönlich zu überwinden: Glaube.

ADOLF KELLER

DIE KÜNSTLERISCHE KULTUR IM KANTON ZÜRICH

•

Das Buch[1] ist im Auftrag des früheren Erziehungsdirektors Dr. K. Hafner verfaßt worden und setzt sich zum Ziel, die künstlerische Entwicklung in Stadt und Landschaft Zürich in ihrer Verflechtung mit der politischen und wirtschaftlichen Geschichte zu zeigen. Es gibt kaum eine schwierigere Aufgabe, zumal das zu behandelnde Gebiet nur eine politische, nicht aber eine kulturelle Einheit darstellt, so daß seine geistige Persönlichkeit nicht recht faßbar wird. Das ist schon eine große Schwierigkeit für jeden, der sich mit schweizerischer Kunstgeschichte im ganzen befaßt, und je kleiner das Gebiet wird, desto undankbarer wird die Aufgabe, seine Leistung gegen die große Kunstgeschichte abzuwägen und in sie einzuordnen. Trotz allen diesen, im Thema liegenden Schwierigkeiten ist es dem Verfasser gelungen, eine eindrucksvolle Uebersicht über die erhaltenen Kunstdenkmäler und ihre Verwurzelung in der Geschichte Zürichs zu geben, und die Leistung Zürichs von der der Nachbarstädte abzuheben. Im Mittel-

[1] Richard Zürcher: «Die künstlerische Kultur im Kanton Zürich». Atlantis-Verlag.

alter zum Herzogtum Schwaben und zur Diözese Konstanz gehörig, war Zürich doch niemals nur nach Norden orientiert. Uri war in karolingischer Zeit im Besitz des Fraumünsterstiftes, die Beziehung zu Chur war jederzeit rege, und beides schließt Beziehungen zu Italien in sich, zu Mailand und Venedig. Dazu kommen später weltweite Beziehungen durch die Reformation, durch Handel und Solddienste, die alle ihren Niederschlag in der künstlerischen Produktion finden, so daß eine gewisse Weltoffenheit auf der einen Seite, daneben allerdings eine starke Bindung an die bäuerliche Landschaft auf der anderen nach Zürcher geradezu das Charakteristikum Zürichs ausmacht. In diesem schwer überschaubaren Gespinst der Beziehungen kommt es nicht nur auf Tatsachenwissen an, sondern ebenso auf entschlossene Akzentsetzung; daß vieles, besonders die literarische Entwicklung Zürichs, nur mit einem summarischen Urteil gestreift werden kann, ist schade, versteht sich aber von selbst.

Ob man C. F. Meyers Verhältnis zu Keller gerade «Freundschaft» nennen will, und ob der etwas hemdärmlige Albert Welti von dem aristokratischen C. F. Meyer als ihm menschlich verwandt empfunden worden wäre, oder ob Karl Mosers Kunsthaus auch qualitativ unter die Höhepunkte der zürcherischen Architektur zu rechnen sei, darüber kann man vielleicht verschiedener Meinung sein. — Die Bilder sind mit wenigen Ausnahmen gut gewählt; als Beispiele der Architektur der Gegenwart hätten allerdings nicht gerade die Pauluskirche und der Bahnhof Wiedikon ausgesucht werden sollen; denn jede Epoche hat schließlich ein Anrecht darauf, durch ihre besten Bauten repräsentiert zu sein und nicht durch ausgesprochen schlechte oder gleichgültige. Vom Stadthaus Winterthur hätte man sich eine ältere Aufnahme des originalen Zustandes gewünscht mit den Giebelfiguren und ohne die moderne Erweiterung von 5 auf 7 Achsen. Doch derartiges sind Kleinigkeiten, die den Wert der dankeswerten Arbeit nicht beeinträchtigen, die viele zum Verständnis der Heimat anleiten wird.

ANMERKUNG UEBER DAS 17. JAHRHUNDERT

Wenn R. Zürcher das kulturelle Bild des 17. Jahrhunderts in den schwärzesten Farben malt, als einer Zeit der kirchlichen, wissenschaftlichen und politischen Erstarrung und Engstirnigkeit, «in der die Landschaft in dumpfer Armut und entsprechender Teilnahmslosigkeit versank», so folgt er darin der üblichen Bewertung. Diese stammt aus der Maienblüte des fortschrittsbewußten Freisinns zu Martin Salanders Zeiten, der noch glaubte, gegen die «Pfaffen» und die «Aristokraten» zu Felde ziehen zu müssen. Kürzlich ist nun aber eine interessante Zusammenstellung zeitgenössischer ausländischer Urteile über die Schweiz im 16. und 17. Jahrhundert erschienen, die die politischen Verhältnisse dieser Zeit doch in einem anderen Licht erscheinen läßt[2]. Es handelt sich um Reiseberichte vornehmer Reisender und um Rechenschaftsberichte oder Beschreibungen venetianischer, englischer, französischer Gesandter und päpstlicher Nuntien. Die Verfasser stehen der Schweiz teils amtlich-objektiv, teils mit ausgesprochener Sympathie, teils mit Geringschätzung gegenüber, um so wertvoller ist es, daß alle darin übereinstimmen, daß die Verfassung selbst eines so ausgesprochen aristokratischen Stadtkantons wie Bern in ganz Europa an Freiheitlichkeit nirgends übertroffen werde. Nur schon das Faktum, daß die Bauern, die «Untertanen» in der Schweiz überall bewaffnet sind, und daß die Obrigkeit nirgends ein stehendes Heer unterhält, um ihre Untertanen im Zaum zu halten, erregt das Staunen der Di-

[2] Richard Feller: «Die Schweiz des 17. Jahrhunderts in den Berichten des Auslandes» in «Schweizer Beiträge zur allgemeinen Geschichte», Bd. 1, Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau, 1943. S. 55 ff.

plomaten — denn das gab es sonst nirgends. Die Demokratie mochte nach heutigen Begriffen noch so getrübt sein — im wesentlichen war sie trotzdem noch lebendig oder wenigstens vorhanden, und wenn man über zweihundert Jahre lang mit einer erstaunlichen Zähigkeit und vielleicht Starrheit an den Formen des 16. Jahrhunderts festhielt, so war das wohl nur eine Art Notwehr und die einzige Möglichkeit, mitten unter absolutistisch regierten Staaten das demokratische Prinzip aufrechtzuerhalten, da jede Aenderung entsprechend dem geistigen Klima der Zeit nur in der Richtung des Absolutismus, also einer weiteren Zentralisierung der Staatsgewalt hätte erfolgen können. Es scheint demnach an der Zeit, das konventionelle harte Urteil über dieses «saeculum obscurum» zu mildern.

PETER MEYER

GEDICHTE

•

Manchmal erscheinen Erstlinge, die diesen Titel, der eine Entschuldigung oder ein Lob sein kann, nicht zu Recht tragen: denn sie zeigen schon — sei es, daß keine Vorstufen voreilig veröffentlicht wurden, sei es, daß eine auf anderm Gebiet erreichte Meisterschaft sich nun auch im Lyrischen bewährt — alle Zeichen selbstverständlicher Sicherheit, wie es denn *Erwin Jaeckles* Gedichte (Atlantis-Verlag) erweisen können, deren Aufschrift den Sinn aus einer Verszeile zieht: «in der *Kelter des Herzens* treten die götter den segen des jahrs». Die Sprache, die diesen Segen zu fassen hat, ist, ähnlich wie bei Max Rychner und Werner Zemp, gültigen Vor- und Urbildern verpflichtet und gebietet, nur noch spezifischer, über einen bedeutsamen Bestand von erlesenen Worten und Wendungen (Kolk, Schurf, Trireme, Wune, Hamen, Priel, Trense, sintern, Kolter usw.), die erregende Möglichkeiten zu neuen Vorstellungen und unverbrauchten Reimen gewähren; sie sind mit einer gemeisterten eigenen Kunst wie Edelsteine in prachtliebende Strophen aufgenommen, die oft nur ungern hinter dem Sinnbild den Bildsinn hergeben, als wäre es nicht gut, gleich erkannt zu werden. Auch die geübte Kleinschreibung und der Verzicht auf Interpunktion dienen dieser (Georgeschen) Aristokratisierung; es ist damit ein subtiles Akzentuierungsmittel gefunden: plötzlich auftretende Majuskeln verkünden wieder den wahren «Geist der großen Buchstaben» (wie ein Essay von Jaeckle betitelt ist); und ohne das logische Gitter der Zeichensetzung, der nur seltene Spezialaufgaben zugewiesen sind, flakkert die rhythmisch-musikalische Kurve leichter, obwohl man da und dort vielleicht eine konservativere Graphik einer esoterischen vorgezogen hätte. Eine solche Sprache dichtester Diktion und neuartiger Nuancierung (es sei mit Pannwitz, dem in einer Widmung Aufgerufenen, noch eine Beziehung berührt) kann es sich erlauben, was bei einem Dilettanten antiquiert wirken würde, alte Formen wieder heraufzuheben (born, alpe, sälig, ahndevoll, atzen, zelge, laß usw.).

Welche Welt will mit dieser auserwählten Aussage beschworen werden? Ein paar Titel und Tropen können freundliche Wegweiser sein: flurgott, bräutliche vorzeit, runen, zeitlose zeit, urblume — durch alle fünf Kreise geht der Atem einer Frühe, einer Vorzeit, Urzeit, leuchte sie in (fast Barlachschen) Visionen aus den «eh-den-zeiten» («Bevor die wasser hauchten und die qualle») oder gebe sie einem ewigen Gefühl der «Sommerwehmut» Wirkung und Wärme:

•

Das ist der sommertag der nie mehr kehrt
Wo alles gut ist und die freunde leben
Wo alles glückt . . die arme unbeschwert
Die dunkle erde in die sonne heben

Die satten wiesen stäuben süssen glanz
Dem wandrer warm in atem und in braue
Die wolken ruhn . . es ruht die seele ganz
Und bäume breiten sich ins selig blaue

In lüften kreist der weih noch ruhevoll
Wie lange noch? ein birkenwipfel schauert
Die schale deines glücks ist allzu voll —
O tag die sommerliche seele trauert . .

Solcher Lyrik begegnet man nicht zu oft! Ihr tragender Grund ist eine an Zollinger gemahnende Hinwendung zum Urtümlichen, Anfänglichen; in vielen Zusammensetzungen wird immer wieder der Index «ur» gesetzt. Dieses Archaische geheimnisvoller Brunnentiefe zeigt sich in der Figur des Pan, im Reigen der Elfen (mit der Symbolik der Dreizehn-Zahl) und in einer Ueberfülle von Bildern und Begriffen. Der Rahmen aber, der diese Visionen umfaßt, ist die Landschaft; fast ist man versucht, zu sagen: eine ossianische Landschaft.

Himmeltiefe tropft die skabiose
Tröstlich in den blinden brand der wiese
Selbst am bache schläfert dumpf der lose
Gott der launen im gebleichten kiese.

Die Koordinaten, die hinter diesen Gesichten laufen, sind aber von ordnender Klarheit; ein sezierendes Versenken höbe eine feste Philosophie zutage, die in der Verwandlung dieses ganzen Kreises mit seinen abgeteilten fünf Bogen bedarf, um ihren Reichtum zu entfalten (Die Trilogie Pan, In saeliger Gezeit, Die dreizehn Elfenlieder für Elfina, Auf gespannter Sehne, Der singende Ring); der Radius dieses Zyklus sei nur angedeutet: er beschreibt eine Linie, die aus Dunklem zu Lichtem, aus alter zu neuer Zeit führt und durch das «Kriegsjahr» auf Kommendes zeigt: «Vom schicksal voll das gab indem es raubte / Gehn nun die Mütter mit gekröntem haupte», und solches Ahnen wird zum großen Ausblick:

Ein adler stieg — er trug auf steilen schwingen
Entfacht das rosenkreuz der weltenwinde
Er spannt ein zelt von glück und taucht ins blinde
Gewölk der frühe auf verwirkten ringen

Gewicht und wurf die selig sich verschlingen
Sind ausgewogen ruhe birgt die linde
Gebärde reifen flugs wie blattgewinde
Die lässig ihren blütenstand erringen

O sieg der erde — ledig aller schwere
Gelingt der traum der scheu im blute lauert
Wort wunsch und wahn erstehn zu wirklichkeiten

Und was ein ding verschwieg wird licht und lehre
Und geist und leib sind einig . . rings erschauert
Der jungen ewe brausend flügelspreiten

Dieses Gedicht von der Geburt einer neuen Zeit, wie man es benennen könnte, tönt im «Singenden Ring»; darin errichtet sich Jaeckle freiwillig ein hartes Hindernis, um in dessen Bezwingung das Lyrische zu beweisen — denn Ueberwindung eines Widerstandes schafft Stil! Die vierzehn Sonette sind so fest gefügt, daß in ihnen implizite — und gleichsam als goldene Fassung — noch zwei weitere enthalten sind, die von jeder ersten und jeder letzten Zeile eines jeden Sonetts, von vorn nach hinten und von hinten nach vorn gelesen, gebildet werden. Diese Flucht in die Festung der Form ist die Rettung vor dem Ansturm der Visionen; es sei ihrer noch eine eines «Sommermorgens» zitiert:

Der glöckner reisst im schwung des stranges
Die weitgespannten nächte ein
Im blattgerank des laubenganges
Erwacht verhüllt der kühle wein
Und wärmt die milch in prallen brüsten
Am strahl zerstäubenden gewolks
Die träume spülen wider küsten
Und mühlen drehn im blut des volks

So hebt sich aus diesen strengen Strophen eine Lyrik herauf, deren Zuneigung nicht immer leicht errungen, die aber unverhofft zur überschwenglich Schenkenden werden kann, da sie alle Zeichen echter Dichtung trägt.

HANS SCHUMACHER

JAKOB BOSSHART

•

Wenn eine echte, gerade Natur ihre Wahl trifft, spricht diese für sie selber. Und so entfalten sich in der Darstellung Jakob Boßharts auch die Wesens-

züge seiner Darstellerin Berta Huber[1]. Ihr ordnungschaffender Geist ist hier am Werke, Energie und Kraft gehen von ihm aus. Aber wie bei der Lektüre Jeremias Gotthelfs oder Adalbert Stifters bleibt es auch hier nicht nur beim bloßen Anhören und Lesen, sondern es ergibt sich für den jungen Studenten, die Studentin eine moralische Forderung aus diesem ihrem Aufhorchen, auf welches Bücher im allgemeinen nicht mehr glauben Anspruch erheben zu dürfen. Mit sanfter Gewalt wird eine geistige Rechenschaft eben dadurch erlangt, wie sie vielleicht nur dem echten Dichter und geborenen Pädagogen (welchem Wissensgebiet er auch immer sich zuwenden mag) vergönnt ist. Hierdurch aber wiederum entfaltet sich jene bereits im Absterben begriffene Beziehung, die dem Hörer einen väterlichen Freund und Berater schenkt und diesem einen Schüler und Nachfolger, der, wenn das Werk letzterdings als geglückt erachtet werden darf, den Meister selber übertrifft. Diese Art geistigen Bündnisses, wie sie auch aus dem Buche über Jakob Boßhart spricht, wird leider immer seltener. Ja, sie ist z. Z. gar nicht mehr erwünscht und verschwindet vielleicht eines Tages als etwas, das weder verlangt noch geboten wird. Man geht bereits haushälterisch mit seinen Gaben um, und der Verschwenderische wird ein wenig geringschätzig angesehen oder es wird die Wechselbeziehung, die reichhaltig und ergiebig sein kann und nicht selten über ein ganzes Leben sich erstreckt, sentimental genannt. Der Schüler aber, der von Universitäten und andern Lehranstalten nur einen Befähigungsausweis, ein Diplom verlangt, läßt uns noch nicht erkennen, ob er sich das, worauf es eigentlich ankommt und was nicht immer in Büchern steht, selber anzueignen wünsche oder aber darauf verzichte, woraus freilich eine Art Stillstand sich ergibt; zunächst für Vereinzelte und schließlich für das Ganze.

[1] Berta Huber-Bindschedler: Jakob Boßhart. Verlag Huber & Co., Frauenfeld.

Darum begrüßen wir ein Buch wie das vorliegende und wünschen lebhaft, daß es seinem Wesen und seiner Aufgabe nach, die es voll und ganz erfüllt, keine Einzelerscheinung bleibe. Mich persönlich spricht zwar Boßhart als Dichter nicht unbedingt an: und doch ist mir das Buch über ihn so wert wie nicht bald ein anderes Lehrbuch, eben weil es das Ideal zu verwirklichen vermag, von welchem zu Beginn meiner Besprechung die Rede war.

Frau Dr. Berta Huber-Bindschedler hat darum zwiefachen Anspruch auf einen Hinweis. Wie man mir berichtet, und das überrascht mich keineswegs, hielt sie jüngst einen herzerwärmenden, grundgescheiten Vortrag über Jeremias Gotthelf als Dichter und Mensch, wodurch eben meine Ausführungen noch ihre besondere Bestätigung finden.

In einem Lande der Pädagogen von Weltruf ist es wohl geboten, daß man Hörer und Lehrer heranziehe — denn einer ohne den andern ist undenkbar —, die auf unsere in sich zerworfene Welt heilend zu wirken vermögen und solcherweise (und das ist keineswegs eine übersteigerte Erwartung) dazu beitragen, dem Angesicht der Erde, das so verzerrt uns entgegenblickt, wieder einen edleren Ausdruck zu geben.

REGINA ULLMANN

FRANK BUCHSERS RITT INS DUNKLE MAROKKO

•

Gott sei Dank hat in den letzten Jahren der Name Frank Buchsers endlich von dem dicken Staube weitverbreiteter Vergessenheit gereinigt und unserer Generation wieder neu vorgestellt werden können; denn dieser Maler darf füglich einer der genialsten und markantesten Wegbereiter der modernen Schweizerkunst genannt werden. Buchser überwand die im Akademismus erstarrte romantische Malerei dadurch, daß er das leidenschaftliche Streben nach

den unbedingten Idealen künstlerischer Gestaltung nicht mehr gleichsam von außen her den Gegenständen aufprägte, sondern mit seinem Schaffen vollständig in der Natur aufging und das, was ihn aus ihr an bildenden Kräften bewegte, zu erhöhtem formalem Ausdruck brachte. Er bekannte sich damit zu einem Realismus der Vitalität, dessen geistige Potenz sich als freudiger Hymnus auf die Schönheit der sinnlichen Erscheinungen kundtat.

Das anerkennenswerteste Verdienst für diese «Wiederentdeckung» des Künstlers gebührt *Gottfried Wälchli*, der die große Buchser-Monographie geschaffen hat und diese Arbeit noch dadurch ergänzt, daß er verschollene Selbstzeugnisse des großen Malers ausgräbt. Buchers autobiographische Skizze über seinen Aufenthalt in Amerika und das Tagebuch seiner marokkanischen Reise[1], die bereits in zweiter Auflage erschienen ist und der wir die folgenden Zeilen widmen, stellen nicht nur wichtige Belege für die Kenntnis der Künstlerpersönlichkeit dar, sondern bedeuten zugleich wahre Kleinodien einer Schilderungsweise, die von Anschauungsträchtigkeit und Originalität geradezu strotzt. Wälchli veröffentlicht übrigens zum erstenmal die «rauhhaarige» Urfassung des packenden Reiseberichtes; denn die 1861 bei Springer in Berlin erschienene Erstausgabe war von Alfred Roth, dem Redaktor des Berner «Bund», dem Buchser sein Manuskript gesandt hatte, weitgehend geglättet und dadurch für die europäische Gesellschaft mundgerecht gemacht worden. In der vorliegenden Wiedergabe des Originaltextes kann man sich der mit allerlei Idiomen und rabauzigen Ausfällen durchtränkten Sprache erfreuen, die unserm Gotthelf alle Ehre macht.

Wie Decamps, Delacroix und dessen Vorläufer Vernet ging auch Buchser auf Inspirationen durch fremde Völker und Rassen aus; aber er suchte dort nicht eigentlich das Exotische wie die genannten Franzosen, sondern das Urwüchsige, das fernab vom Zivilisationstaumel des siegreichen Liberalismus sein eigenes, unberührtes Dasein führte. Im August 1858 reiste er von Spanien aus an die nordafrikanische Küste und trat am 23. desselben Monats von dort aus in der Verkleidung eines arabischen Scherif (eine Art Heiliger) seinen verwegenen Ritt nach Fez an, das kein Christ betreten konnte, ohne des Todes gewiß zu sein. Am 29. August zog er in Begleitung seines Dieners, eines abenteuernden, zum Islam übergetretenen Franzosen, durch das Tor von Fez ein, auf dem hundert abgeschlagene Köpfe an Spießen baumelten. Unterwegs hatte er sich von der nomadisierenden Bevölkerung geradezu göttliche Ehren erweisen lassen. In Ouezzane war er von dem Stadtfürsten mit begeisterter Gastfreundlichkeit aufgenommen worden, weil er ihm auf einem alten Klimperkasten einige Arien vorgekräht hatte. Der triumphale Erfolg wurde durch ein höchst privates Champagnergelage gekrönt, und beinahe wäre unser Solothurner durch die Haremspforte geführt worden, wenn nicht Späher aus Tanger den Gastgeber gezwungen hätten, den falschen Heiligen weiterziehen zu lassen.

Buchser läßt auf diesen Blättern die ganze Farbenskala seiner bunten Empfindungswelt sprühen. Mit unverwüstlichem Humor begleitet er das Tun und Treiben der maurischen Bevölkerung. An den öffentlichen Zuständen von Fez übt er in einem ähnlichen bärbeißigen Tone Kritik, wie jeder gute Schweizer über In- und Auswärtiges zu politisieren pflegt. Episoden von höchster Spannung, wie z. B. die Szene mit dem Schlangenbeschwörer, wechseln mit freudetrunkenen Visionen zauberhafter Landschaften und heißblütiger Frauenschönheiten. In dem traumartigen nächtlichen Bild, wo ein Maure seiner im Fluß badenden Geliebten zur Laute singt, erreicht Buchser einen Sprachton, der an Aehnliches bei Gottfried Keller anklingt. So durchdringt sein scharf beobachtendes Auge alles Gegenständliche von erleuchteten Seelentiefen her

[1] Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau.

und beschaut alles Seiende mit jener Liebe, aus der die schönsten Wesensoffenbarungen erblühen. Ueber allem Sarkasmus und aller Abenteuerlust erglänzt bei Buchser darum auch immer wieder der Schimmer echter Menschlichkeit, die letzten Endes dem, was lebt und webt, nicht anders als mit Ehrfurcht begegnen kann. Wie erschütternd wahr ist doch jene Szene, wo er einen in der Abendsonne durch die Straßen nach Fez schreitenden jüdischen Jüngling schildert, den die Muselmänner beschimpfen und quälen! «Hier ist das Bild von Christus, von den Juden verhöhnt und verspottet in Jerusalem, zwei Jahrtausende her beinahe. Er geht in edler Sanftmut, mit niedergeschlagenen Augen, seine Sandalen in den Händen tragend, demütig und geduldig leidend einher. Der Strahl der Sonne, der soeben sein Haupt beleuchtete, erhöhte vielleicht wohl die Wirklichkeit zu etwas Himmlischem.»

Die dem Buche beigegebenen Skizzen, die der Künstler auf seiner Reise meist mit äußerster Schnelligkeit entwarf, vereinen sich eng mit den schriftlichen Aufzeichnungen. Das Figürliche und das Landschaftliche sind mit einer Sicherheit und Kraft festgehalten, die frei von Pedanterie ist, so daß das Dargestellte sich aus seinen Umrissen zu überzeugenden Wirkungen erhebt.

Man wird durch dieses Buch drängen wie durch einen Roman und doch immer wieder staunen über das in seiner urchigen Prägung geadelte Wesen eines Künstlers, der ganz Schweizer und Mensch war. PAUL BAUMGARTNER

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion und Verlag: Conzett & Huber, Zürich
Morgartenstraße 29, Telephon 5 17 90, Postcheckkonto VIII 3737

Verantwortlich für das Inseratenwesen: Werner Sinniger

Erscheint am 15. jedes Monats

Einzelheft Fr. 1.80, im Jahresabonnement Fr. 18.—, im Semester Fr. 9.50

Printed in Switzerland

EIDGENÖSSISCHE BANK

(AKTIENGESELLSCHAFT)

Zürich, Basel, Bern, Genf, Lausanne
St. Gallen, Vevey, La Chaux-de-Fonds

BIETET IHNEN VORTEILHAFTE BEDINGUNGEN

EMIL MEYER • Feine Herrenschneiderei
Sport- und Reitkostüme für Damen und Herren
Sihlstr. 3 Cityhaus Telephon 3 51 86 **ZÜRICH**